

## Kapitel 4

### *Mission und Kontrolle*

Wem gehört eigentlich die Mission? Und wer kontrolliert sie? Mission ist Gottes Mission, habe ich im ersten Kapitel geschrieben; sie ist die Bewegung der Geistkraft Gottes in der Welt. Als theologischen Satz würden das vermutlich alle unterschreiben. Aber es fällt schwer, die praktische Konsequenz daraus zu ziehen. Wenn wir ernst nehmen, dass die Mission Gottes Mission ist, dann müssen wir der Heiligen Geistkraft auch zutrauen, dass sie anders wirkt, als wir es uns vorstellen können und als es uns gefällt! Dann müssen wir anerkennen, dass Mission nicht nur innerhalb kirchlich organisierter und kontrollierter Strukturen geschieht, sondern ganz häufig außerhalb davon.

Aber wenn wir in Deutschland über Mission reden, denken wir meistens an Missionswerke: Große und kleine Organisationen innerhalb der Kirchen oder als Vereine, die Mission strategisch planen, managen und evaluieren. Wir denken an Menschen, die für diese Aufgabe aus- und fortgebildet werden und die hauptberuflich als Missionar\*innen arbeiten. Und wir denken in aller Regel, dass diese Mission der Auftrag der reichen,

weißen Kirchen im globalen Norden ist. Mission ist, was wir tun (sollten), nicht etwa etwas, das wir empfangen.

Und hier müssen wir noch einmal über Rassismus reden, unbewussten Rassismus. Denn hinter diesen Gedanken stecken immer noch die Vorstellungen, die schon den europäischen Kolonialismus angetrieben haben: Dass nämlich wir Weißen diejenigen sind, die höher entwickelt sind, die beste Theologie und die beste Wissenschaft haben und damit in der Verantwortung stehen, das an den Rest der Welt weiter zu geben (man denke nur mal an die Rede von „Entwicklungsländern“ oder „Entwicklungshilfe“).

Dabei wird gern vergessen: „Das Christentum ist eine nicht-westliche Religion.“ Dieser Spruch des afrikanischen Theologen Lamin Sanneh löst im globalen Norden oft Unbehagen aus. Aber Jesus war ein nahöstlicher Jude, ebenso Paulus. Die orthodoxen Kirchen in Äthiopien, Indien, im Irak oder Armenien

sind wesentlich älter als die europäischen Kirchen!

**„Das Christentum ist eine nicht-westliche Religion.“**

Unausgesprochen liegt diesem Denken noch ein anderer Gedanke

zugrunde, den wir uns selten bewusst machen: Weil Mission das ist, was *wir tun*, ist sie etwas, das wir evaluieren und kontrollieren.

Mit diesem Kapitel möchte ich Ihnen den Blick weiten: Das meiste, was an Mission tatsächlich geschieht, passiert einfach. Ungeplant, unstrukturiert, unkontrolliert, oft von kirchenleitenden Menschen und Missionsmanager\*innen ungesehen. In der ökumenischen Missionstheologie wird das unter dem Stichwort „Mission von den Rändern“ (*mission from the margins*) beschrieben. Es ist natürlich ein bisschen fragwürdig, wenn wir unsere Organisationen einfach als Zentrum definieren, und das, was außerhalb geschieht, als Ränder. Aber den Grundgedanken ha-

ben wir ja schon in Matthäus 28 gefunden: Die Mission der Jünger\*innen Jesu beginnt nicht im religiösen Zentrum Jerusalem, sondern in der marginalisierten Region Galiläa.

„Mission von den Rändern“ bedeutet auch, dass diese Mission nicht eine strategisch geplante und sorgfältig gemanagte Mission ist. Sondern dass sie sich einfach entwickelt, entlang der Gegebenheiten. Oder, theologisch gesprochen:

*Mission ist die Bewegung der Heiligen Geistkraft Gottes auch außerhalb unserer kirchlichen Aktivitäten.*

Und so war es im Übrigen von Anfang an. Lange bevor Paulus sich auf seine erste Missionsreise machte, wurde das Evangelium von Geflüchteten, Vertriebenen und Reisenden in den gesamten östlichen Mittelmeerraum getragen. In Apostelgeschichte 11,19–26 lesen wir, dass genau diese Geflüchteten und Vertriebenen in der Stadt Antiochia (das heutige Antakya in der Türkei) zuerst auch nichtjüdischen Menschen von Jesus erzählten, und dass die dort entstehende Gemeinde zum ersten Mal „Christen“ genannt wurde. Das war ein ungeheurer Schritt, denn bis dahin hatten die Jünger\*innen nur jüdischen Menschen von Jesus erzählt. Wie schwierig diese Erweiterung war, wird daran deutlich, dass Lukas in der Apostelgeschichte vor der relativ kurzen historischen Notiz über Antiochia erst noch ausführlich die Geschichte von Petrus erzählt, der von Gott selbst zu dem Nichtjuden Cornelius geschickt wird. Lukas möchte ganz sicher gehen, dass wir verstehen: Die Heilige Geistkraft selbst ist es, die Menschen über ihre Grenzen hinaus in ganz neue Beziehungen schickt.

Interessant für uns heute ist, wie die ‚Muttergemeinde‘ in Jerusalem mit den revolutionären Neuerungen in Antiochia umgeht: Sie versucht erst einmal, zu verstehen, was dort geschieht,

und schickt deshalb einen Experten, Barnabas, los, der sich die Sache ansehen soll. Barnabas erkennt in den Entwicklungen die Bewegung der Heiligen Geistkraft und freut sich darüber. Er sieht aber auch, dass die neue Gemeinde Unterstützung und mehr theologisches Wissen braucht. So holt er den Schriftgelehrten Paulus (der im Übrigen bis dahin auch eher eine Randfigur war!) nach Antiochia, um dort ein Jahr lang die entstehende Gemeinde zu begleiten. (Und genau diese Gemeinde schickt Paulus dann auf die erste Missionsreise.)

Die protestantische Mission der letzten 300 Jahre hat immer sehr sorgfältig auf Kontrolle geachtet. Lasen einheimische Christ\*innen die Bibel für sich selbst und predigten und handelten dann anders, als die Missionar\*innen es für richtig hielten,

**Die protestantische Mission der letzten 300 Jahre hat immer sehr sorgfältig auf Kontrolle geachtet.**

wurden sie zum Schweigen gebracht oder aus der Gemeinde ausgestoßen. Auch heute, im Zeitalter

von Konzeptentwicklung, strategischer Planung und ausuferndem Berichtswesen, sind überraschende Entwicklungen nur selten willkommen und finden nur wenig Unterstützung durch die bestehenden Strukturen.

Ein Beispiel:

Mit der Einwanderung nach Deutschland in den letzten 50 Jahren kamen nicht nur Muslim\*innen, sondern auch sehr viele Menschen christlichen Glaubens zu uns. Als sie entdeckten, dass unsere großen schönen Kirchen sonntags nur selten gefüllt sind, fühlten sich viele unter ihnen berufen, das nachchristliche Deutschland zu re-evangelisieren. Ghanaische Reinigungskräfte und kamerunische Maschinenbaustudenten, koreanische Krankenschwestern und indonesische Restaurantbesitzer sehen sich als Missionar\*innen in unserem Land.

Davon haben Sie noch nie gehört? Und noch keine kennengelernt, die sich so versteht? Das erstaunt mich nicht wirklich! Denn diese Missionar\*innen treffen auf bestehende Kirchen, die meinen, dass Mission in ihrem Land ihr Monopol sei. Dankbarkeit und Freude darüber, dass hier Menschen kommen, die unsere Mission unterstützen wollen – Fehlanzeige! Stattdessen nur Desinteresse oder Abwehr. Denn diese Mission können wir nicht kontrollieren, und sie entspricht nicht unseren Vorstellungen. Die Immigrant\*innen würden ja unseren Kontext gar nicht kennen und verstehen, und überhaupt pflegten sie eine Art von Christentum, die bei uns nicht akzeptabel sei. Und dann sollten sie erst mal richtig gut Deutsch lernen und eine deutsche theologische Ausbildung machen! (Und auch in dieser Haltung steckt eine gute Portion – vielleicht unbewusster – Rassismus: Es ist undenkbar, dass Christ\*innen aus Ghana oder Indonesien uns mit ihrer so fremden Theologie und Glaubenspraxis inspirieren können.)

Die Mission der Immigrant\*innen in Deutschland verläuft bisher nicht besonders erfolgreich. In den Gemeinden, die sie gründen, sind meist nur andere Immigrant\*innen, und die kommen überwiegend aus ihrem eigenen Kulturkreis. Es gibt nur sehr wenige Gemeindegründungen unter immigrantischer Leitung, in der auch eine größere Anzahl von weißen Deutschen Mitglied wird und bleibt. Wenn es anders wäre, würden die immigrantischen Missionar\*innen vermutlich vor allem als Konkurrenz empfunden. Aber so ist man insgeheim froh, dass die immigrantischen Christ\*innen in Deutschland unter sich bleiben.

Ich frage mich: Was wäre passiert, wenn die deutschen Kirchen schon vor 30 Jahren diese Missionsbewegung aus dem globalen Süden als eine Bewegung der Heiligen Geistkraft identifiziert hätten? Und dafür gesorgt hätten, dass ganz viele

„Barnabasse“, erfahrene deutsche Christ\*innen, immigrantische Gemeindegründungen begleiten? Brückenbauer\*innen, die genau hingehört hätten, welche wichtigen und bei uns übersehenen Glaubenserfahrungen diese Missionar\*innen mitbringen? Die dafür gesorgt hätten, dass zahlreiche Alltagskontakte zwischen deutschen und immigrantischen Christ\*innen zustande kommen, sodass beide Seiten die Kultur der anderen Seite besser verstehen? Die Deutschunterricht in den neu entstehenden Gemeinden organisiert und theologische Öffnung bei den bestehenden Kirchen eingefordert hätten?

Aber das ist nur ganz selten geschehen. Denn dafür hätten die deutschen Kirchen Kontrolle abgeben müssen. Und das ist in unserem System kaum möglich. Denn wir planen, organisieren und evaluieren, als gäbe es Gott nicht, und nennen das mit Dietrich Bonhoeffer mündiges Christsein. Christ\*innen aus dem globalen Süden sehen das anders. So zum Beispiel der malawisch-britische Missionstheologe Harvey Kwiyani.<sup>5</sup>

### Harvey Kwiyani:

*Mission muss mit Gottes Handeln rechnen*

Ich wuchs in Malawi auf, in einer Zeit, in der dort eine ‚Erweckung‘ herrschte – eine Bewegung, die viele nominelle Christ\*innen in eifrige Nachfolger\*innen Christi verwandelte, die stets bereit waren, zu beten und zu evangelisieren. Nachdem ich den Kontinent

---

<sup>5</sup> Ich habe in dieses Buch an verschiedenen Stellen kurze, provokante Denkanstöße von Harvey Kwiyani übernommen. Sie stammen aus seinem englischsprachigen wöchentlichen Newsletter „Mission. Decolonized“, den ich allen empfehle, die regelmäßige Denkanstöße zum Thema Mission suchen. Hier kann man ihn abonnieren: <http://bit.ly/Kwiyani>

verlassen hatte, erfuhr ich, dass diese Neubelebung des Christentums ein weit verbreitetes Phänomen war, das fast ganz Afrika südlich der Sahara erfasst hatte und schon seit Jahrzehnten anhält. Im Zusammenhang mit einer Erweckung sind Mission und Evangelisation in der Regel sehr einfach. Ich habe gesehen, wie sich viele Menschen aufgrund von Träumen und anderen spektakulären Phänomenen auf wundersame Weise bekehrt haben. Viele von ihnen sind auch heute, 30 Jahre später, noch aktiv in der Nachfolge Christi.

Im Mittelpunkt dieser Erweckung steht eine (von der afrikanischen Weltanschauung geprägte) Theologie, die davon ausgeht, dass Gott für und im Namen der Menschen handelt. Selbst in der afrikanischen (traditionellen) Religion ist ein Gott, der nicht heilt oder versorgt, nutzlos und hat keine Anhänger\*innen. Warum sollte man einem Gott folgen, der die Menschen nicht vor den bösen Mächten schützen kann? Der Gott Israels, den wir in der Bibel sehen, ist Jehova-Jireh (der Gott, der versorgt), Jehova-Rapha (der Gott, der heilt oder wiederherstellt) und Jehova-Sabaoth (der Gott der Heere), denn natürlich muss Gott den Menschen in diesem Leben helfen und nicht erst nach dem Tod. Ein Gott, dessen einziges Versprechen an die Menschen das ewige Leben im Himmel ist, macht keinen Sinn.

Dennoch ist dies der Gott, den viele andere Christ\*innen verehren, insbesondere im post-aufklärerischen Westen. Viele Menschen bekennen sich zur Nachfolge Christi, leben aber so, als ob sie Atheist\*innen wären. Sie sind funktionale Atheist\*innen. Wenn sie beten, erwarten (oder brauchen) sie keine Antwort von Gott. Normalerweise haben sie auch keine Bedürfnisse, für die sie beten könnten. Sie sind Christ\*innen,

aber sie sind so selbstgenügsam, dass sie keine Hilfe von Gott brauchen. Sie leben ihren Glauben, als ob alles von ihnen abhinge: ihre Intelligenz, ihre Kreditkarten, ihre Arbeitsmoral, ihre Technologie usw. Viele haben keinen Raum, um von Gott zu empfangen, selbst wenn Gott ihnen ein Geschenk aufzwingt. Es versteht sich von selbst, dass die Mission, wenn sie von funktionalen Atheist\*innen ausgeführt wird, in hohem Maße von ihren Fähigkeiten abhängt. Es gibt wenig Raum für die Hilfe Gottes. Sie können ihre eigenen geistlichen Bedürfnisse nicht erkennen und nicht auf die Bedürfnisse der Menschen eingehen, die sie zu erreichen versuchen.

Aus diesem Grund müssen wir unsere Missionstheologie re-mythologisieren. Mission ist in erster Linie ein geistliches Unterfangen, sie muss mit einem Gott rechnen, der hier auf der Welt aktiv handelt.

Was Harvey Kwiyani hier schreibt, ist nicht nur für unsere Theologie eine Herausforderung, sondern auch für unsere Praxis. Denn die immigrantischen Christ\*innen wollen nicht nur mit uns gemeinsam Mission betreiben, sie wollen auch unsere Kirchen verändern. Wir sollen also auch Empfangende von Mission sein? Das ist für viele deutsche Kirchenmitglieder und Kirchenleitende unvorstellbar. Wir sind doch große, reiche Kirchen, wir haben die Verantwortung zu geben! Wir müssen doch Retter sein, oder?

**Sarah Vecera:**  
*White Saviorism*

White Saviors retten niemanden – außer das Selbstbild eines guten Christenmenschen.

Schwarz sind die Armen und weiß sind die Helfenden. Dieses Narrativ lieben und pflegen wir allgegenwärtig in unseren Kirchen. Wir sehen es auf Bildern von Partnerschaftsreisen im Gemeindebrief, auf Social Media-Kanälen von Freiwilligen und auf Spendenplakaten. Bei der Aufzählung haben wir vermutlich schon die Bilder vor unserem inneren Auge: Schwarze Kinder mit großen Augen in dreckiger Kleidung fröhlich spielend mit weißen Freiwilligen. Die Partnerschaftsgruppe mit der Schulklassen in einer dörflich wirkenden Gegend überreicht ihre Geschenke und auf dem Spendenplakat sehen wir vor allem Armut, die unser Herz weiten und unsere Geldbeutel öffnen soll. Kurz vor Weihnachten haben diese Bilder ihre Hochsaison und dienen dazu, Spenden zu akquirieren und ein gutes Gefühl zu verbreiten. Aber wer bekommt dadurch eigentlich vor allem ein gutes Gefühl? Sind es wirklich diejenigen, denen wir helfen wollen? Oder dient es eher der Selbstbeweihräucherung? Dürfen wir das überhaupt so kritisch hinterfragen, wenn die Intention dahinter doch gut gemeint ist? Dass es sich hierbei um die Reproduktion und Fortführungen kolonialer Machtstrukturen handelt, wissen die wenigsten.

Die ugandische Organisation „No White Saviors“ postete am 27.2.2021 auf ihrem Instagram-Account: „Arme Menschen gibt es nicht, damit du lernen kannst, für deinen Überschuss dankbar zu sein.“ Eine Welle der Empörung machte sich in den Kommentarspalten breit. Wie kann man es nur wagen, Menschen, die nur helfen wollen und Gutes tun, so anzuklagen?

Sie haben damit jedoch einen Nerv getroffen. In Berichten von europäischen Freiwilligen können wir auch regelmäßig lesen, wie unglaublich beeindruckend es ist, dass die Menschen in ihren Einsatzländern im globalen Süden zwar arm aber glücklich seien und sie selbst dadurch erst erkennen, wie dankbar sie für alles sein können, was sie haben. Und mit dieser Erkenntnis und